

Migrantenfamilien als Partner in Bildung und Erziehung

Referat im Rahmen der Tagung der Diakonie Hessen am 24. Nov. 2014

Ursula Boos-Nünning

1. Die Ausgangsfrage

Je häufiger und nachdrücklicher „Probleme“ der zugewanderten Kinder und Jugendlichen in das Interesse von Öffentlichkeit und Politik rücken, desto stärker wird die Migrantenfamilie in den Blick genommen: Die Familie soll Integrationsleistungen erbringen; sie soll dafür Sorge tragen, dass die Kinder die deutsche Sprache lernen, dass sie an Bildung teilhaben können und dass sie so sozialisiert werden, dass sie in Deutschland angepasst und unauffällig leben, nicht kriminell oder gewalttätig werden. Von Seiten der Praxis, der Kita, der Schule, der sozialen Einrichtungen wird aber nach wie vor wird die Zusammenarbeit mit Migrantenfamilien als „schwierig“ beschrieben und zwar unter zwei Gesichtspunkten: 1. Die Familien leisten nicht, was von ihnen erwartet oder gefordert wird; 2. Die Familien sind schwer erreichbar. Dennoch wird durch Untersuchungen belegt, dass Migranten-Eltern über hohe Bildungsansprüche für ihre Kinder verfügen – nicht geschlechtsspezifisch differenziert. Anders als überwiegend in einheimisch deutschen Familien verbinden sie mit der Bildung des Sohnes oder Tochter die Vorstellung von einem Aufstieg der Familie. Für die Kinder verbindet sich Bildung und beruflicher Erfolg mit der Solidarität zu ihren Eltern.

Der Bildungserfolg entspricht jedoch in vielen Fällen nicht den Bildungsvorstellungen, vielmehr ist eine Benachteiligung von Kindern mit Migrationshintergrund nach allen Indikatoren belegbar. Hier soll nicht allgemein auf die Probleme, von Eltern (Migranten-Eltern wie solchen aus sozialen Unterschichten) auf Grund des auf Selektion ausgerichteten Bildungssystem in Deutschland eingegangen werden, sondern es sollen einige familiäre Bedingungen beschrieben werden, die Kooperationshindernisse zu den Bildungseinrichtungen, insbesondere der Schule, darstellen.

2. Kooperation und Kooperationshindernisse

Erst in neuerer Zeit und längst nicht in allen der vielen Darstellungen, die zur „interkulturellen Elternarbeit“ erschienen sind, wird die Perspektive der Eltern mit Migrationshintergrund angesprochen. Darin wird die Belastung deutlich, die vor allem der Schulbesuch der Kinder für die Familien bedeutet, vor allem in der Betonung der Wichtigkeit von Bildung gekoppelt an Angst, ihren Kindern nicht genug Unterstützung bieten zu können. Beschrieben werden folgende Situationen:

- Eltern geben an, „dass ihre Deutschkenntnisse oftmals nicht ausreichen, in konkreten Anforderungssituationen Unterstützungen bei auftretenden Lernschwierigkeiten und bei der Erledigung von Hausaufgaben zu leisten. So berichten einige Eltern, die in Alltagssituationen oder etwa in der

Interviewsituation fließend Deutsch sprechen, dass sie sich den spezifischen sprachlichen Anforderungen von schulischen Aufgaben nicht gewachsen fühlen“;

- Genannt wird ein Mangel an schulischem Wissen, der Eltern hindert, ihren Kindern bei den Hausaufgaben zu helfen; die dadurch fehlende Unterstützungskompetenz wird bedauert.

Auch die Barrieren für die Zusammenarbeit zwischen Bildungseinrichtung und Migrantenern lassen sich auflisten und werden in vielen Arbeiten angeführt. Auf Seiten der Migrantenfamilien spielen eine Rolle:

- Verständigungsschwierigkeiten in der deutschen Sprache;
- Negative Erfahrungen mit Bildungseinrichtungen oder Behörden;
- Antizipation von Desinteresse auf Seiten des pädagogischen Personals;
- Gefühl von Unterlegenheit und Nicht-Ernst-Genommen werden wie auch allgemein Angst vor formellen Kontakten mit deutschen Einrichtungen;
- Vorstellung, sich gegenüber der mit Macht ausgestalteten Lehrperson nicht behaupten zu können verbunden mit der Angst, dass vor allem die Formulierung kritischer Sachverhalte sich negativ auf die Bewertung des Kindes auswirken könnte;
- Furcht, dass es wegen unterschiedlicher kultureller Werte oder unterschiedlicher Formen von Religiosität zur Nichtakzeptanz oder Auseinandersetzung kommen könnte, auch und vor allem wegen des Tragens eines Kopftuches (der Mutter oder der Tochter);
- Kommunikationsbarrieren wegen der Kontaktaufnahme erst bei auftretenden Schwierigkeiten wie drohender Leistungsabfall, Konfliktsituationen in der Klasse;
- Fehlendes Vertrauen zwischen dem Schüler und der Schülerin und der pädagogischen Fachkraft, von der auch ein empathischer Zugang zum Kinde erwartet wird.

Auf Seiten der pädagogischen Fachkräfte führt die geringe Bedeutung, die der Zusammenarbeit im Bildungsprozess der Kinder zugebilligt wird bei Unterstellung von Desinteresse von Seiten der Eltern, zu Abwehr oder ebenfalls Desinteresse. Außerdem werden von den Fachkräften fehlende Akzeptanz der Zusammenarbeit in der Einrichtung, fehlende zeitliche Ressourcen und Datenschutz genannt.

In Studien werden hervorgehoben:

- Schwierigkeiten im Umgang mit anderen sozialen Schichten und mit Migrantenfamilien;
- Mangelnde Fähigkeit zur Kontaktaufnahme;
- Geringe Kritikakzeptanz und fehlende Fähigkeit mit Kritik umzugehen und die daraus resultierenden Kritikvermeidungsstrategien;
- Unfähigkeit wegen vorhandener Stereotypen sich den Migrantenern zu öffnen sowie auch Vorbehalte gegenüber dieser Gruppe. Untersuchungen

machen deutlich, dass auch Schulleitungen kulturalisierende und ethnische Zuschreibungen verwenden, welchen die Elternvertreter mit Migrationshintergrund nicht entsprechen.

Elternvertreter mit Migrationshintergrund suchen Gründe für die schwierige Kommunikation sowohl in Einstellungen und Verhalten des Lehrpersonals auch in dem der Eltern mit Migrationshintergrund. Neben negativen Beschreibungen wurden positive Beispiele von Lehrer und Lehrerinnenverhalten genannt. Hingegen sind die Bilder des pädagogischen Personals und der Vertreter der Einrichtungen von Migrantenfamilien stark stereotypisiert und tendenziell negativ. Was die appellative Ebene angeht, ist alles in Ordnung. In Kindergärten und Schulen – heißt es - müsste oder sollte Kindern und Eltern ein Lebensraum geboten werden, in dem allen Beteiligten – Familien ohne und mit Migrationshintergrund – ein kooperatives Miteinanderumgehen ohne Schwellenangst möglich ist. Aber in die Beschreibungen schleicht sich häufig der Defizitblick ein. Dann werden die Eltern als Hauptursache für die Probleme der Kinder beschrieben.

Für Deutschland (aber auch für viele andere Vergleichsländer) lassen sich familiäre Bedingungen beschreiben, die dazu führen, dass ein erheblicher Teil der Kinder aus Migrantenfamilien mit schlechteren Voraussetzungen als einheimisch deutsche Mittelschichtskinder ihre Schullaufbahn beginnen. Es ist belegbar, dass junge Menschen mit Migrationshintergrund häufiger in Familien mit geringem kulturellem Kapital (Buchbestand im Haushalt) und sozialem Kapital (die sozialen Netzwerke begrenzen sich häufiger auf die ethnische Eigengruppe) aufwachsen, weniger elterliche Unterstützung bei der Bewältigung der schulischen Anforderungen erfahren usw.. Migrantenfamilien versuchen zu einem erheblichen Teil den Anforderungen der Bildungseinrichtungen gerecht zu werden und ihre Kinder bei der Schullaufbahn zu unterstützen, etwa durch Ermahnungen und das Verweisen auf Nachhilfe und deren Finanzierung.

Die deutsche Schule fordert viel: Die erwarteten Unterstützungsleistungen der Eltern umfassen nicht nur die Kontrolle der Kleidung und der Schultasche und die Einbeziehung außerschulischer Bildungsangebote, nicht nur das Sprechen über den Unterricht und Zeit für schulische Belange, sondern darüber hinaus das Wissen um die Anforderungen von Schule in den einzelnen Fächern sowie die Beschaffung von Material (wie Lernspiele), die Organisation von Nachhilfe (bei Bedarf), die Wahl angemessener Schulen. Insbesondere begleitend zum Gymnasialbesuch teils aber schon in der Grundschule glauben manche Eltern das Vor- und Nacharbeiten des Lernstoffes leisten zu müssen und setzen damit Standards für das Erwartungsniveau der Lehrkräfte. Das Ausmaß an Hilfen und Unterstützungen, die erwartet werden, damit die Schüler und die Schülerinnen im Schulsystem erfolgreich sind, ist in Deutschland deutlich höher als in anderen Ländern. In diesen Faktoren sind die Gründe dafür zu suchen, dass es die deutsche Schule bis heute nicht geschafft hat, Bedingungen herzustellen, die Schülern und Schülerinnen mit Migrationshintergrund die gleichen Bildungschancen bieten wie einheimisch deutschen. Das deutsche

Schulsystem kompensiert Unterschiede von Kindern mit Migrationshintergrund nicht, sondern verlagert die Verantwortung für eine erfolgreiche Bildungslaufbahn in die Familien. Kinder, die aus Familien mit niedrigem Bildungsniveau und/oder mit Migrationshintergrund stammen, können ihr Lernpotential in der Schule weniger nutzen oder anders formuliert: Die Schule schafft es nicht, das Lernpotential dieser Schüler und Schülerinnen zu entfalten.

3. Defizite in der Unterstützung bei der Erziehung und Bildung

Seit Jahrzehnten wird davon gesprochen, dass Migrantenfamilien in die Fragen um die Erziehung und insbesondere die Bildung ihrer Kinder einbezogen werden müssten, dass sie auf der einen Seite Unterstützung brauchen, aber auf der anderen Seite in ihren Kompetenzen nachgefragt und gleichberechtigt partizipieren sollen. „Zusammenarbeit mit ausländischen Eltern“ war schon ein wichtiges Thema der Pädagogik zu Beginn der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts, das sich in Fachaufsätzen und praxisorientierten Materialien niederschlug. In den letzten Jahren ist die Zahl der auf Verhaltens- und Strukturveränderung ausgelegten Berichte und Materialmappen enorm gestiegen. Im Widerspruch dazu steht die allgegenwärtige Beobachtung in der pädagogischen Praxis, dass die Eltern auch aber nicht nur im Bereich der Bildungseinrichtungen nicht erreichbar und dass sie bei der Inanspruchnahme nahezu aller sozialen Hilfen unterrepräsentiert seien.

Es wird viel von (einheimisch) deutscher Seite getan. Da werden Expertisen in Auftrag gegeben und geschrieben. Praxisansätze referiert und kommentiert, die die Zusammenarbeit mit Migranteneltern darstellen und loben, häufig differenziert nach dem Alter oder dem Bildungsverlauf der Kinder: Elternarbeit in der Kita, in der Grundschule und beim Übergang von der Schule in den Beruf wird angepriesen. Um auch die jüngsten Kinder abzugreifen werden interkulturelle Multiplikatoren und Multiplikatorinnen kreiert. Bisher sind keine Aussagen darüber möglich, ob und inwieweit Migrantenfamilien erreicht werden. Interkulturelle Elternseminare werden in Schulen von speziell in Kursen qualifizierten Elternseminartrainern und –trainerinnen durchgeführt. Elternschulen, Elterndiplome, Elternführerscheine werden angeboten. Niemand hat sich m. E. bisher der Mühe unterzogen die Zahl der Einzelprojekte zu bestimmen und die investierten Fördermittel aufzuaddieren. Es wird viel angeboten und getan und dennoch sind zwei Sachverhalte bis heute nicht gelöst:

- Ein erheblicher (beschreibbarer) Teil der Migranteneltern wird unterdurchschnittlich häufig von den Bildungseinrichtungen aber auch von außerschulischen Angebote im Zusammenhang mit der Bildung der Kinder erreicht;
- Ein Teil der Eltern fühlt sich durch Anforderungen, die an sie gestellt werden überfordert und durch Zuschreibungen abgewertet.

Dazu ein Beispiel: Es ist offensichtlich, dass manche Erziehungsziele, wie sie die Migranteneltern vertreten, etwa Bildungsorientierung und Erziehung zur Mehrsprachigkeit ihnen abgesprochen oder als nicht bedeutsam oder realisierbar bewertet werden. Andere wie Familialismus, Religiosität, eine traditionelle

Sexualmoral oder Geschlechtertrennung werden als unbedeutend oder sogar als hinderlich für eine (wie auch immer verstandene) Integration bewertet.

Besonders schwierig ist der öffentliche Umgang mit dem Wunsch der Eltern, ihre Kinder zwei(mehr)sprachig aufwachsen zu lassen und insbesondere die Muttersprache(n) zu erhalten. Das Personal in den Bildungseinrichtungen, die Nachbarn in den Städten oder Landkreisen haben sich bis heute nicht mit der Anwesenheit zwei- und mehrsprachiger Kinder und Jugendlicher arrangiert. Immer noch wird der Gebrauch der Mutter- oder Familiensprache tendenziell negativ, als Belastung für das Kind und als Störung beim Lernen der deutschen Sprache eingestuft. Den Eltern wird dann abgesprochen, dass ihr Bildungsziel Zwei(Mehr)sprachigkeit legitim und dem Aufwachsen des Kindes förderlich ist.

Im pädagogischen Alltag folgen sehr schnell auf die Feststellung von Sprachmängeln der Kinder im Deutschen Forderungen derart, dass die Eltern mit ihren Kindern Deutsch sprechen sollten. Diese Forderung wird nicht auf die Familien beschränkt, in denen mindestens ein Elternteil die deutsche Sprache im Verstehen und im Sprechen so beherrscht, dass er sie den Kindern im Familiengespräch vermitteln kann. Auch von den heutigen Müttern und Vätern beherrscht ein Teil die deutsche Sprache nicht in dem Maße, dass die Kinder im familiären Kontext Deutsch lernen könnten. Das Bestreben, Migranteneltern für die Vermittlung der deutschen Sprache zuständig zu sehen, wird also bei einem Teil der Familien den tatsächlichen Gegebenheiten nicht gerecht. Dennoch wird den Familien immer noch die Schuld oder zu mindestens die Verantwortung für die (deutsch)sprachigen Defizite ihrer Kinder zugewiesen.

4. Migranten-Eltern als Partner gewinnen

Wie schon seit 30 Jahren gibt es in Einzelfällen praktische Barrieren und strategische Fehler in der Organisation der Zusammenarbeit mit Eltern mit Migrationshintergrund. Es werden Kommunikationsformen zu Kontaktaufnahme gewählt, die bei den Eltern nicht ankommen wie z.B. zweisprachige Flyer, bei der Wahl von Raum und Zeit wird zu wenig Rücksicht auf die Lebensbedingungen und die Bedürfnisse der Eltern genommen. Die Gestaltung des Treffens (thematischer Schwerpunkt, Zusammensetzung der Gesprächsgruppe (ethnisch und sprachlich) wirkt für die Eltern wenig motivierend. Für alle diese Fragen lassen sich praktische Hinweise geben und nachlesen. Die Auseinandersetzung mit solchen Fragen mag dem Pädagogen oder der Pädagogin Sicherheit bieten und natürlich müssen diese Punkte befriedigend gelöst werden, aber letztlich sind drei Bereiche von Bedeutung:

- die Verringerung der Barrieren in Erziehungs- und Bildungseinrichtungen, die Zusammenarbeit verhindern durch Formen der interkulturellen Öffnung;
- die Entwicklung von Formen der Kooperation, die Migranteneltern so einbeziehen, dass diese den Wunsch der Einrichtung oder der Mitwirkenden nach Zusammenarbeit aufnehmen und verstetigen wollen. Dieses geschieht durch die Stärkung der Erziehungskompetenz und der Unterstützungsfähigkeit der Eltern im Bildungsprozess der Kinder;

- die Stärkung der Migrant*innenorganisationen in der Kinder-, Jugend- und Bildungsarbeit und zusätzlich in der Elternbildung und Elternpartizipation, da diese den Eltern deutlich näher stehen als deutsche Einrichtungen.

4.1. Interkulturelle Öffnung – aber richtig

Viele Einrichtungen wollen sich heute interkulturell öffnen. Dieses mag auch damit zusammenhängen, dass die Konsequenzen der Wandlung der Stadtgesellschaft in eine multiethnische und die Verringerung der Zahl der einheimisch deutschen Familien für die eigene Einrichtung (die Kita, die Schule, den Jugendverband, die Beratungseinrichtung) immer stärker erkannt werden. Es soll beschrieben werden, wie sich eine Einrichtung geändert haben muss, wenn sie den Kriterien einer interkulturellen Öffnung entsprechen soll. An die Einrichtungen und an die in ihr tätigen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter könnten und sollten Fragen gestellt werden, um den Stand der interkulturellen Öffnung zu ermitteln:

- Wird die alltägliche Zusammenarbeit von dem Gedanken bestimmt, dass es um das Ringen um die gemeinsame multiethnische Stadtgesellschaft und nicht um die Integration der Migrant*innenfamilien geht?
- Wird der defizitäre Blick auf die Kinder, Jugendlichen und Familien mit Migrationshintergrund wirklich überwunden? In nicht wenigen Stadt- oder Stadtteilkonferenzen, die der Integration gewidmet sind, stehen fehlende deutsche Sprachkenntnisse, fehlende Integrationsbereitschaft der Migrant*innenbevölkerung im Mittelpunkt der Gespräche. Fehlende Bildung, Schwierigkeiten im Übergang in die berufliche Ausbildung, abweichendes Verhalten, Arbeitslosigkeit und Armut, Rückzug in die eigene Ethnie u. a. werden benannt. Ressourcen und Kompetenzen werden meist als Zweisprachigkeit und interkulturelle Kompetenz formelhaft einbezogen, wenn gefordert wird, nicht von einem Defizit-, sondern von einem ressourcenorientierten Ansatz auszugehen, aber die Ressourcen werden nicht anschaulich beschreiben und damit kommunizierbar gemacht.
- Werden Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund in der Vielfalt und Differenziertheit wahrgenommen, die sie heute aufweisen? Zu wenig Pädagogen und Pädagoginnen hinterziehen sich der Mühe, sich auf die eine Gruppe von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund ernsthaft einzulassen, indem sie sich über deren Lebenssituation hier in Deutschland, über ihre Sozialisation in einer Migrationsfamilie und über ihre Fähigkeiten und Orientierungen informieren und das große Spektrum berücksichtigen, das selbst innerhalb einer ethnischen Gruppe vorhanden ist.
- Werden für das Bildungsversagen der jungen Menschen mit Migrationshintergrund und für die Schwierigkeiten beim Übergang in eine Berufsausbildung in erster Linie und spontan das familiäre Umfeld oder die Einstellungen der Migrant*innen verantwortlich gemacht? Oder wird sogar auf

kulturelle Muster oder religiöse Normen verwiesen? Oder wird zuerst das Versagen der Institutionen, z. B. die Selektivität des Schulsystems, die Diskriminierung beim Übergang in die berufliche Ausbildung, die für Migrantenfamilien unzureichenden oder falschen Ansätze der Beratung und Unzulänglichkeiten der in ihr tätigen Personen registriert?

- Wird ein Perspektivwechsel angestrebt, dann kann es nicht heißen: Die Eltern kommen nicht zu der Einrichtung, dem Elterngespräch u. a., sondern: Die Einrichtung schafft es nicht, die Eltern anzusprechen; die Kinder mit Migrationshintergrund haben nicht schlechte Schulerfolge, weil sie das oder jenes nicht beherrschen, sondern die deutsche Schule schafft es nicht, Unterschiede nach Migrationshintergrund zu kompensieren und deswegen scheitern Schüler und Schülerinnen mit Migrationshintergrund häufiger als einheimisch deutsche an der Schule.
- Wird die interkulturelle Öffnung der Einrichtung mit Angeboten für junge Menschen mit Migrationshintergrund gleichgesetzt, insbesondere dann, wenn für die Klientel mit Migrationshintergrund eine derselben Ethnie angehörende pädagogische Kraft eingestellt wird? Wird die Arbeit der Fachkraft auf die Migrantengruppe beschränkt, als ob sie nicht für fähig erachtet wird, professionell mit einheimisch deutschen Kindern, Jugendlichen oder Familien zu arbeiten. Es muss geprüft werden, ob das paternalistische Denken und Handeln überwunden wird.
- Wird das Thema der Diskriminierung von jungen Menschen mit Migrationshintergrund in den Bildungseinrichtungen beim Übergang in eine berufliche Ausbildung sowie der alltägliche Rassismus, der in vielen Lebenssituationen vorkommt oder wahrgenommen wird, offen ausgesprochen oder wird er tabuisiert? Es muss gefragt werden, ob in der Zusammenarbeit mit Eltern ein Klima erzeugt wird, in dem Erfahrungen mit Diskriminierung und Rassismus thematisiert werden könnten.

4.2. Stärkung der Erziehung- und Bildungskompetenz der Eltern

Wie kann mein Kind zweisprachig werden? Ist stundenlanges Fernsehen und Internetgebrauch (bildungs)schädlich? Welche Kita, welche Schule ist die richtige? Wie erziehe ich mein Kind zu einem Menschen, der im Beruf erfolgreich sein wird? Wie gehe ich mit als ungerecht wahrgenommener Behandlung meines Kindes in der Schule um? Migranteltern müssen in diesen und vielen anderen für die Bildung des Kindes relevanten Fragen eine Orientierung und eine eigene Position finden. In Elternseminaren oder Elternforen sollten sie die Möglichkeit haben, sich unter sachkundiger Moderation mit anderen Eltern auszutauschen. Solche Seminare, die in verschiedenen Programmen entwickelt und angeboten werden, sollten – nach kritischer Sichtung - flächendeckend angeboten werden.

4.3. Erweiterung des Netzwerkes: Migrantenorganisationen in der Erziehungs- und Bildungsarbeit

Migranteneltern können die ihnen von den Bildungseinrichtungen insbesondere den Schulen zugewiesenen Bildungsaufgaben nicht alleine leisten. Sie bedürfen der Unterstützung bei den Hausaufgaben der Kinder aber auch in der Formulieren und Durchsetzung ihrer Interessen. Migranteneltern – wie manche einheimisch deutsche Eltern auch – können Probleme in der Erziehung insbesondere in Krisenkonstellationen nicht allein lösen. Ihnen fehlt der Zugang zu den deutschen Beratungseinrichtungen und diese sind auch heute noch nicht hinreichend interkulturell geöffnet. Migrationsdienste sind für spezifische Fragen nicht genügend fachlich spezialisiert und finden nur begrenzt das Vertrauen der Hilfe suchenden Familien. Den eigenen ethnischen Organisationen fehlt es teilweise an fachlicher Kompetenz und Professionalität. Zur Zusammenarbeit zwischen deutschen (Spezial)Beratungsstellen, Migrationsdiensten und Migrantenorganisationen in Fragen der Erziehung und Bildung kommt es nicht im notwendigen Maße. Den Familien fehlt ein Netzwerk, in das alle drei Segmente eingebunden sind. Migrantennetzwerke wie das in Niedersachsen stellen eine Lösung dar. Bei der Forderung nach Mitwirkung von Migrantenorganisationen in Netzwerken, geht es dann nicht mehr darum Strategien zu erarbeiten, um Migrantenorganisationen für eine Kooperation zu „gewinnen“ (deutscher Blick). Es geht vielmehr darum, für einen gleichberechtigten Dialog mit diesen bereit zu sein. Wird diese Schwelle der Machtasymmetrie überwunden, kann dieses zum Motor für die Etablierung und weiteren Stabilisierung eines Netzwerkes werden, in dem Migrantenfamilien, gestärkt durch ihre Organisationen, ihre Erfahrungen und Forderungen gleichberechtigt einbringen können. In einem solchen Netzwerk haben die Migrantenorganisationen sowohl im Bereich der Interkulturellen Öffnung als auch bei der Konzipierung und Durchführung der Elternseminare die federführende Rolle.

Belege für die angeführten Daten finden Sie in:

Boos-Nünning, Ursula (2011): Migrationsfamilien als Partner von Erziehung und Bildung. Expertise im Auftrag der Abteilung Wirtschafts- und Sozialpolitik der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn, abrufbar unter www.fes.de/wiso

Für Fragen, Anregungen oder Kritik bin ich erreichbar unter „Boos-Nuenning@t-online.de“